

Leseprobe aus:

Petra Hammesfahr

Ein fast perfekter Plan



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog

Die Grube war etwa eins achtzig lang, sechzig Zentimeter breit und ungleichmäßig ausgehoben, deshalb war die Tiefe nicht exakt zu bestimmen. Zwischen vierzig und achtzig Zentimeter, stand später in einem Bericht der Spurensicherung. Der Körper im Dreck war nur noch an der Kleidung als Frau zu erkennen. Ein wadenlanger Rock bedeckte die Beine bis weit über die Knie, Füße und Unterschenkel steckten in modischen Stiefeln. Sowohl Rock als auch Stiefel waren über und über mit Blut bespritzt. Kopf und Rumpf der Frau bildeten eine von Knochensplintern durchsetzte, breiig-blutige Masse. Hackfleisch – wie ein Rechtsmediziner es salopp ausdrückte. Als Tatwerkzeuge wurden ein Spaten und eine Spitzhacke sicher gestellt.

Noch Wochen nach dem Fund brauchten vier Polizisten, die an diesem Tatort gewesen waren, psychologische Betreuung. Von ihnen verstand keiner, dass Carla Sartorius sich hartnäckig um eine Besuchserlaubnis bei dem in Untersuchungshaft einsitzenden Richard Maltei bemühte und darauf beharrte, unbedingt mit dem Mann sprechen zu müssen, der das *Hackfleisch* angerichtet und so viel Leid über ihre Familie gebracht hatte.

An seiner Schuld gab es nicht den geringsten Zweifel. Er war sozusagen auf frischer Tat ertappt worden. Zusätzlich gab es unwiderlegbare Beweise und ein schlüssiges Motiv. Trotzdem behauptete Richard Maltei, unschuldig zu sein. Um seine Unschuld zu beweisen, bot er eine unglaubliche Geschichte und sprach danach kein Wort mehr.

Sein Weg war vorgezeichnet auf dem kleinkarierten Papier der Möglichkeiten. Richard Maltei war in einfachen Verhältnissen aufgewachsen, der mittlere von drei Söhnen eines Fabrikarbeiters und einer Hausfrau, die mit Putzstellen etwas dazuverdiente.

Den oftmals knappen Finanzen zum Trotz sorgten die Eltern dafür, dass ihre Jungs ordentliche Berufe erlernten. Der Älteste wurde in einer Kfz-Werkstatt zum Mechatroniker ausgebildet und brachte es schon mit fünfundzwanzig zum Meister. Unmittelbar danach machte er sich selbständig, betrieb seitdem eine freie Tankstelle mit angeschlossener Werkstatt und kaufte ein Reihenhaus, auf das er sehr stolz war, obwohl seine Frau mitarbeiten musste, um die Hypothekenzinsen aufzubringen.

Der Jüngste war Elektriker und wechselte nach der Lehre in einem mittelständischen Handwerksbetrieb zu einem Energiekonzern. Dort machte er Schichtarbeit und fuhr nebenher Taxi, um bald ebenso gut dazustehen wie der älteste Bruder.

Richard kam nach der Schule in einer kleinen Schreinerei unter, deren Inhaber gleichzeitig als Bestattungsunternehmer fungierte. Dort arbeitete er und wohnte wie der jüngste Bruder noch bei den Eltern in Bergheim-Quadrat, als er im April 2004 Kerstin Riedke kennenlernte.

Er war vierundzwanzig, Kerstin Riedke zehn Jahre älter. Von Beruf war sie Friseurin, seit sieben Jahren Herrin im eigenen Salon in Köln. Unmittelbar nach ihrer Meisterprüfung hatte sie sich selbständig gemacht.

Sie wohnte in einem sogenannten Wohnpark – einer Ansammlung von Hochhäusern – in Bergheim. Ihre Nachbarin war gestorben. Eine alte Frau, seit längerem bettlägerig, vom

Ehemann daheim aufopfernd gepflegt, bis das Herz nicht mehr mitspielte.

Vor den Wohnungstüren im siebten Stock eines Hochhauses aus den siebziger Jahren sahen Richard und Kerstin sich das erste Mal, als er sich gemeinsam mit seinem Chef abmühte, den noch leeren Sarg aus der engen Aufzugskabine in die Nachbarwohnung zu bugsieren, dabei stießen sie gegen Kerstins Wohnungstür. Es war ein Montag, ihr freier Tag, sie kam raus, um zu sehen, was los war. Während sein Chef den Ehemann der Toten tröstete, kam Richard mit der Frau ins Gespräch, die sein Leben und ihn von Grund auf verändern sollte.

Kerstin Riedke vertrat schon in den ersten Minuten ihrer Bekanntschaft die Ansicht, Bestatter sei ein durchaus ehrenwerter Beruf. Aber für einen attraktiven jungen Mann wie Richard kaum der richtige Job. Sie wollte wissen, ob seine Freundin sich nicht grusele, wenn er tagsüber mit Leichen hantiert habe und abends zärtlich werden wolle. Richard hatte zu der Zeit keine feste Freundin. Doch das änderte sich dann binnen weniger Tage.

Im Juni 2004 packte er in der elterlichen Wohnung seine Habseligkeiten zusammen und zog bei Kerstin ein. Sein jüngerer Bruder war einerseits froh, weil er nun endlich ein Zimmer für sich alleine hatte. Andererseits meinte er: «Die ist doch viel zu alt für dich.»

Der Altersunterschied störte Richard nicht, im Gegenteil. In seinen Augen war Kerstin eine reife, erfahrene Frau, die genau wusste, was sie wollte und wo es langging. Abgesehen davon war sie nicht unattraktiv und ungeheuer tüchtig. Was sie in ihrem Salon an Umsatz machte, davon konnte ein Schreiner-geselle wie er nur träumen.

Den erlernten Beruf gab er ihr zuliebe bald auf. Sie sollte sich doch nicht gruseln, wenn er zärtlich wurde. Dabei hatte er weiß Gott nicht jeden Tag mit Verstorbenen zu tun. Eigentlich hätte er auch nur mit anpacken müssen, wenn eine Leiche

abgeholt und eingesargt wurde. Aber er hatte den Rest immer gerne übernommen: waschen, ankleiden, kämmen, wenn nötig ein bisschen Schminke. Nicht so übertrieben, wie man das manchmal im Fernsehen, speziell in amerikanischen Filmen, sah. Kein angemaltes Gesicht, nur eventuelle Verfärbungen abdecken, damit die Angehörigen, wenn sie das wollten, am offenen Sarg Abschied nehmen konnten, ohne einen Schreck zu bekommen. Er hatte dabei jedes Mal das Gefühl, einem Menschen die Würde zurückzugeben, die der Tod ihm genommen hatte.

Nicht nur aus diesem Grund nahm sein Chef die Kündigung mit großem Bedauern entgegen. Mit vierundzwanzig war Richard eine ehrliche Haut und ein fleißiger Kerl, der anpacken konnte. Ihm waren keine Arbeit und keine Überstunde zu viel.

«Überleg dir, was du tust, Richard», mahnte der Schreinermeister eindringlich. «In der heutigen Zeit wirft man eine sichere Arbeit nicht so einfach hin. Ich bin nicht mehr der Jüngste und hab, wie du weißt, keine Kinder. Lass uns mal zehn Jahre weiter sein, dann schleppe ich keine Balken und keine Säрге mehr, dann brauche ich einen Nachfolger. Was hat die denn gegen Bestatter? Hält sie sich für unsterblich? Du findest garantiert schneller eine vernünftige Frau als eine neue Arbeit.»

Das war ein Irrtum. Neue Arbeit fand Richard Maltei sofort, eine *vernünftige* Frau fand er nie.

2.

In den ersten Wochen nach seinem Einzug bei Kerstin Riedke wusch er Autos an der Tankstelle seines ältesten Bruders – von Hand, mit gründlicher Reinigung des Innenraums. Das wurde als besonderer Service angeboten, von der Kundschaft aber kaum angenommen, es war einfach zu teuer. Deshalb stand er die meiste Zeit für lau mit in der Werkstatt. Das konnte er sich nicht lange leisten.

Danach kam er vorübergehend bei einer Kölner Großgärtnerei unter. Als Aushilfe pflegte er Gräber auf dem Melatenfriedhof, weil zwei gelernte Gärtner bei einer Villa in Köln-Hahnwald einen japanischen Garten anlegten. Als die damit fertig waren, brauchte man ihn nicht mehr.

In der Folgezeit schuftete er für diverse Subunternehmer im Baugewerbe und fast ein Jahr lang in der Holzschnittabteilung eines Baumarkts. Das kam seiner erlernten Tätigkeit noch am nächsten und machte ihm Spaß. Leider meldete der Baumarkt dann Konkurs an. Und Richard lag Kerstin erneut auf der Tasche, bis er eine neue Beschäftigung fand, wieder in Köln – Gebäudereinigung.

Seitdem arbeitete er als Springer bei der Firma Kübler. Als ungelernte Hilfskraft wurde er weit unter Tarif bezahlt und immer dort eingesetzt, wo jemand ausfiel. Meist freute er sich schon mittags auf den Feierabend und auf Kerstin.

Sie hatte schon in diesen ersten beiden Jahren ihrer Beziehung einen Mann aus ihm gemacht, den seine eigenen Eltern und Brüder kaum wiedererkannten, mit dem man sich aber überall sehen lassen konnte. Unter anderem kaufte sie einen Großteil seiner Garderobe und bürgte für einen Kredit, damit er seinen alten Fiat Panda in die Schrottpresse geben und sich ein Auto anschaffen konnte, das mehr hermachte. Einen dun-

kelblauen Mercedes, der auch schon etliche Jährchen auf dem Buckel hatte. Es war trotzdem kein Vergleich mit einem Fiat.

Obwohl Richards älterer Bruder Kerstin als Schnepfe bezeichnete, «*die mehr Gefühl für ihre Zehennägel hat als für dich*», überholte er den Wagen von Grund auf, lackierte ihn neu, machte ein richtiges Schmuckstück daraus, mit dem *die Schnepfe* sich gerne vom Salon abholen ließ. Mit ihrem eigenen Auto fuhr Kerstin immer nur bis zur nächsten S-Bahn-Haltestelle. Wenn Richard knapp bei Kasse war, zahlte sie auch ohne zu murren die Raten für den Mercedes.

Sie wusch seine Kleidung und kochte für ihn. Sie wies ihn an, das Messer regelmäßig zu benutzen, auch wenn er glaubte, es nicht unbedingt zu brauchen. Sie gewöhnte ihm ab, sein Bier aus der Flasche zu trinken. Sie brachte ihm bei, sich stets korrekt auszudrücken und zu schweigen, wenn er nichts Passendes zu sagen wusste. Wenn sie in seiner Nähe war, wusste er genau, wie er sich verhalten musste. Und wenn er mit ihr schlief, war das die Erfüllung sämtlicher Träume, die ein Mann mit seinen Ansprüchen in dieser Hinsicht haben konnte.

Kerstin lehnte chemische Verhütungsmittel ab. Kondome waren ihr lästig. Und er beherrschte eine Methode, die allgemein als äußerst unzuverlässig galt, bei ihm jedoch hundertprozentig sicher war. Während eines ausgedehnten Vorspiels, bei dem er Kerstin in der Regel zweimal zum Orgasmus brachte, zählte er im Geist das kleine Einmaleins mit sieben durch. Seltsamerweise funktionierte es mit anderen Zahlen nicht, was er sich nicht erklären konnte. Aber warum hätte er sich um Ursachenforschung bemühen sollen, solange es mit einer Zahl klappte? *Sieben, vierzehn, einundzwanzig, achtundzwanzig* und so weiter.

Damit verhinderte er eine Erektion. Die brachte er anschließend durch Druck auf eine Vene zustande, zählte dabei weiter, bis Kerstin restlos zufrieden war. Dann zog er sich zurück. Und dann befriedigte sie ihn – mit ihrem Mund – jedes Mal.

Sie hätte das nicht tun müssen. Es hätte ihn überhaupt nicht gestört, sich mit der Hand zu behelfen, wenn er nur bei ihr sein durfte. Aber sie wollte es so. Und mehr konnte seiner Meinung nach keine Frau für einen Mann tun.

Abgesehen von seinem Job in der Gebäudereinigung – es war halt kein Vergleich mit der Schreinerei oder der Holzschnittabteilung im Baumarkt – war Richard auch im dritten Jahr ihrer Beziehung noch rundum zufrieden mit seinen Lebensumständen.

Ihm reichte Kerstins kleine Wohnung in dem Hochhaus, auch wenn der Aufzug nie kam, wenn man ihn dringend brauchte. Ihn störte es nicht, in der Küche zu essen, wenn hinter ihm noch Töpfe und Pfannen auf dem Herd standen. Er hörte kaum hin, wenn er vor dem Fernseher saß und im Bad die Waschmaschine zu schleudern begann. Und wenn Kerstin das Trockengestell vor der Heizung im Wohnzimmer auseinanderklappte – man musste sich behelfen. Es gab zwar einen Balkon, aber der war mit zwei Stapelsesseln, einem Klapptisch und einem Kasten Bier vollgestellt.

Für einen elektrischen Trockner war kein Platz. Bettwäsche und Handtücher wusch Kerstin im Salon, dort stand so ein Gerät neben der Waschmaschine. Früher war sie dafür eigens am Sonntag nach Köln gefahren. Jetzt nahm er die Wäsche mit und brachte sie ihr vorbei, wenn er Feierabend hatte. Aber seine Sachen, ihre Blusen und Dessous wusch sie lieber zu Hause.

Richard war unter wesentlich beengteren Verhältnissen aufgewachsen. Mehr als eine Drei-Zimmer-Wohnung in Bergheim-Quadrat, dem Nachbarort, hatten seine Eltern sich nie leisten können. Zuerst hatte er sich das sogenannte Kinderzimmer – ein schmaler Schlauch, in dem nur Platz für ein Etagenbett und einen Kleiderschrank war – mit seinem älteren Bruder teilen müssen. Der Jüngste hatte bis zum zwölften Lebensjahr im Zimmer der Eltern geschlafen, danach auf der

Couch im Wohnzimmer, bis der Älteste auszog und das untere Etagenbett frei wurde.

Sehr viel besser war es bei Kerstin früher auch nicht gewesen. Sie hatte nur keine Geschwister und ein Zimmer für sich alleine gehabt. Doch sie hatte durch ihren Beruf ständig mit Bessergestellten zu tun. Deshalb zog sie unentwegt Vergleiche.

Gelernt hatte Kerstin bei einem Promifriseur in Köln. Dort hatte sie auch noch einige Jahre Berufserfahrung gesammelt und sich einen eigenen Kundenstamm aufgebaut, ehe sie sich selbständig machte. Natürlich war ihr verboten worden, ihrer Kundschaft in dem Nobelladen von dieser Absicht zu erzählen. Getan hatte Kerstin das trotzdem. Und einige ihrer Stammkundinnen waren ihr treu geblieben. Zu diesem Kreis gehörte Carla Sartorius.

Daheim sprach Kerstin nur von «Carla», als ob sie die Frau duzte, was sie selbstverständlich nicht tat. Aber sie kannte Carla seit ewigen Zeiten. Und für sie war Carla der lebende Beweis, dass jede es von ganz unten nach ganz oben schaffen konnte. Man brauchte nur den richtigen Mann für solch einen Aufstieg.

Das klang in Richards Ohren immer so, als wolle Kerstin noch hinzufügen, sie selbst hätte sich eben nicht mit einem gelernten Schreiner und Sargträger einlassen dürfen. Und das war ein Wermutstropfen in ihrer Beziehung, drei Jahre lang der einzige.

3.

Von ganz unten kam Carla Sartorius nicht. Ihre Eltern betrieben im Allgäu eine Familienpension. Dort war Carla bis zu ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahr fest eingebunden gewesen. Sie hatten das ganze Jahr über für Gäste geöffnet, nur zweimal für jeweils eine Woche geschlossen, um notwendige Reparaturen durchzuführen.

Seit sie die Schule abgeschlossen hatte, hieß das für Carla: morgens um fünf aus den Federn, mit dem Fahrrad zum Bäcker, frisches Brot und Semmeln holen. Danach in der Gaststube fürs Frühstück eindecken und bedienen. Der Vormittag verging mit Bettenmachen, Staubsaugen und Bäderwischen. Über Mittag musste sie in der Küche helfen, nachmittags nochmal zum Bäcker und zum Fleischer. Und nach dem Abendessen servierte sie in der Gaststube Bier, Wein und Kräuterlikör, bis ihre Mutter oder ihr Vater sie ablösten, weil sie fast im Stehen einschief.

Obwohl sie ihre Eltern von Herzen liebte, fühlte Carla sich ausgebeutet. Still für sich dachte sie oft darüber nach, klammheimlich zu verschwinden. Aber da sie keinen Beruf erlernt hatte, blieb es bei Gedanken und Träumen. Und dann ließ ein Pensionsgast bei der Abreise eine Zeitung zurück, in der er seine Wanderschuhe oder sonst was eingewickelt hatte. Und Carla las diese Anzeige:

«Liebevolle Betreuung für weiblichen Säugling gesucht.»

Mit Kindern hatte sie noch nicht allzu viel zu tun gehabt, mit Säuglingen schon gar nicht. Abgesehen davon war die Annonce bereits acht Wochen alt. Sie bewarb sich trotzdem – ohne jegliche Referenz und ohne große Hoffnung, dafür mit einem mehrseitigen Schreiben, in dem sie ihr bisheriges Tätigkeitsfeld penibel ausleuchtete und klarstellte, dass sie notfalls einen kompletten Haushalt alleine schmeißen konnte.

Weiblicher Säugling! Die distanzierte Formulierung hätte manch andere Frau vielleicht stutzig gemacht. Dass Hartmut Sartorius zwei Monate nach Erscheinen seiner Suchmeldung noch keine Betreuung gefunden hatte und auf Carlas dilettantische Bewerbung augenblicklich eine Fahrkarte schickte, damit sie zur Vorstellung anreisen konnte, hätte ebenfalls nachdenklich stimmen können. Doch Carla neigte damals nicht zu intellektuellen Überlegungen. Sie nahm einfach an, keine der bisherigen Bewerberinnen sei liebevoll genug gewesen.

Der weibliche Säugling hieß Regine und war drei Monate alt, als Carla ihn/sie zum ersten Mal aus einem Gitterbettchen nahm. Regines Mutter war bei der Geburt gestorben, ihr Vater suchte einen Ersatz, nicht unbedingt für sich, ursprünglich nur für dieses niedliche Baby mit dem erstaunlich dichten, dunklen Haar und ebenso dunklen Kulleraugen, die Carla unverwandt anschauten, als wolle das kleine Wesen fragen: *Was meinst du, kommen wir beide miteinander aus? Ich finde, wir sollten es versuchen.*

«Mir scheint, dass meine Tochter Sie akzeptiert», sagte Hartmut Sartorius, der die Szene mit unbewegter Miene beobachtete.

Von der Putzfrau hörte Carla kurz darauf, dass Regine bei allen vorherigen Bewerberinnen anhaltend geweint und sich erst wieder beruhigt haben sollte, als sie zurück ins Bettchen gelegt worden sei. Die Putzfrau hatte das ihrerseits von der Hauswirtschafterin gehört, die sich bislang notgedrungen um das Baby gekümmert hatte, dies jedoch nicht zu ihren Aufgaben zählte.

Zum Leidwesen ihrer Eltern wurde Carla umgehend engagiert und nur ein halbes Jahr später geheiratet. Ziemlich überstürzt, fand ihre Mutter und mutmaßte unmoralische Gründe. «Bist du etwa schwanger, Carla? So lange kennst du den Mann doch noch gar nicht.»

Das hinderte eine zweiundzwanzigjährige Landpomeranze

aber nicht daran, sich Hals über Kopf in ihren Arbeitgeber zu verlieben und sich für die glücklichste Frau auf Erden zu halten, als ihr die bewusste Frage gestellt wurde. Dass es rein rationale Gründe haben könnte – als angestellte Kinderfrau hätte sie jederzeit kündigen können –, der Gedanke kam Carla nicht.

Hartmut Sartorius war elf Jahre älter als sie. Ein starker Raucher, aber ein Mann mit exzellenten Manieren und Niveau, sehr attraktiv, sehr gebildet, von Haus aus sehr vermögend und beruflich überaus erfolgreich.

Auf ein Jurastudium hatte er eine Ausbildung zum Steuerberater folgen lassen. Sein Vater hatte in der Innenstadt eine Kanzlei mit siebzehn Angestellten und einem erlauchten Mandantenstamm betrieben. Hartmut hätte sich damit begnügen können, sich auf seine Funktion als Nachfolger vorzubereiten. Doch er hängte noch ein BWL-Studium an, schrieb seine Dissertation und brachte es zum Wirtschaftsprüfer. Was das bedeutet, kann nur ermessen, wer Ahnung von der Materie hat.

Schon mit einunddreißig war Hartmut so gut gewesen, dass sein Vater es vorgezogen hatte, ihm die Kanzlei zu überlassen und sich mit seiner Gattin in Spanien zur Ruhe zu setzen. Hartmuts Mutter war eine gebürtige Spanierin. Daher rührten die dunklen Haare und Augen, die Regine von ihm und er von seiner Mutter geerbt hatte.

Geschlafen hatte dieser Supermann allerdings noch nicht mit Carla, folglich war sie nicht schwanger und sollte das auch nie werden. Vor dem Gang zum Standesamt schlossen sie einen notariellen Vertrag, in dem nicht nur die Höhe der Abfindung bei einer Trennung schriftlich festgehalten wurde, auch Carlas *ganz persönliche und freie* Entscheidung, ihre Eileiter operativ durchtrennen zu lassen. Wozu hätte sie noch ein eigenes Kind bekommen sollen? Sie wurde geheiratet, um Mutter zu sein. Sterilisation war eine Bedingung.

Carla hielt es für Furcht. Sie hätte ja auch bei einer Geburt sterben können. Und sie war dazu erzogen worden, jede

Dienstleistung ohne Murren oder Widerspruch zu erbringen. Ihre Eltern hatten sich stets bemüht, es allen Gästen recht zu machen. Sie kannte es nicht anders, als zu jedem noch so absurden oder unzumutbaren Wunsch freundlich zu nicken, davon auszugehen, dass der oder die Betreffende seine Gründe hatte, und ihr Möglichstes zu geben, ihn oder sie zufriedenzustellen.

Abgesehen davon glaubte sie mit zweiundzwanzig noch an die Liebe. Damit hatte sie bisher keine nennenswerte Erfahrung. Wann hätte sie die sammeln sollen bei ihrem Tagesplan in der elterlichen Pension? Sie konnte sich nicht vorstellen, dass ein Mann, der ihr für die simple Gegenleistung einer liebevollen Betreuung seines weiblichen Säuglings ein leichtes und finanziell sorgenfreies Leben bot: als Zuhause eine geräumige, alte Villa in Köln-Hahnwald, elegante Garderobe, teuren Schmuck, selbstverständlich ein eigenes Konto und einen eigenen Wagen der gehobenen Preisklasse –; dass dieser Mann, der sich in ihrer Hochzeitsnacht eine halbe Stunde damit aufhielt, sie zu küssen, zu streicheln, zu erregen, bis sie etwas ungeschickt die Initiative ergriff, weil sie sonst zerfließen wäre, dass dieser Mann nur seinen Teil ihres Abkommens erfüllte.

Für Carla war es ein modernes Märchen. Der edle Prinz erlöste Dornröschen aus dem hundertjährigen Schlaf der Familientradition im Allgäu, holte sie aus dörflicher Abgeschlossenheit in die weite Welt der Touristen und legte ihr zu Füßen, was sie nur aus dem Fernseher in der Gaststube und den Erzählungen mancher Gäste kannte. Sie bekam ihre eigenen Visitenkarten und war von da an Carla Sartorius. Ab dem Zeitpunkt glaubten auch ihre Eltern, sie hätte das große Los gezogen.